

Pfarrbilder – wie werde ich die Pfarrperson, die ich bin?

Einblicke und Gedanken zur Begleitung einer EPS-Praktikantin auf
Ihrem Weg zum eigenen Rollenverständnis

CAS-Arbeit im Rahmen des Studiengangs

„CAS Ausbildungspfarrer/in“

Studienleitung: Pfrin. Manuela Liechti-Genge, Universität Bern

Autor: Pfr. Andreas Stooss

Seltisbergerstrasse 7

4410 Liestal

Abgabedatum: 25. Mai 2017

Inhaltsverzeichnis

1) Vorwort	3
2) Einleitung	4
3) PfarrerIn sein – viele Rollen in einer und die Frage nach der Berufung	6
4) Die Pfarrerin als Gelehrte, Priesterin und Prophetin zwischen zwei Polen: „Habe ich überhaupt etwas zu sagen?“ vs. „Stehe ich über dem gemeinen Volk?“	10
5) Der Pfarrer als öffentliche Person: Aussensicht und Innensicht	16
6) „Glaubwürdig leben“ – das Kompetenzstrukturmodell auf dem Prüfstand	19
7) Abschluss und Plädoyer einer ehemaligen EPS-Studentin	24
8) Literaturverzeichnis	25

1) Vorwort

Zunächst möchte ich an dieser Stelle einen grossen Dank an meine letztjährige EPS-Studentin aussprechen, die ich im Rahmen dieser Arbeit mit dem Kürzel ES bezeichne. Die vielen Gespräche mit ihr und auch das Interview rund drei Monate nach Praktikumsende, das ich mit ihr führen konnte, sind zu einem grossen Teil in diese Arbeit eingeflossen. Weiter flossen auch meine bisherigen Erfahrungen als Praktikumsleiter, die ich beim Begleiten von zwei weiteren EPS-Studierenden in den letzten Jahren machen konnte, mit ein.

Ein Wort zur Sprache. Gendergerechte Sprache ist mir grundsätzlich wichtig. In dieser Arbeit entschied ich mich, jeweils abwechselnd die männliche und die weibliche Form zu verwenden.

Ich erkläre hiermit, dass ich diese Arbeit selbständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen benutzt habe. Alle Stellen, die wörtlich oder sinngemäss aus Quellen entnommen wurden, habe ich als solche gekennzeichnet.

Ich bin damit einverstanden, dass die Arbeit öffentlich zugänglich ist.

Unterschrift des Autors:

The image shows a handwritten signature in black ink that reads "Andreas Stoass". The signature is written in a cursive style with a large, prominent 'S'.

2) Einleitung

„Werde, was du bist.

Sei, was du bist.

Verwirkliche, was du bist.“¹

Wie bei kaum einer anderen Ausbildung stellen sich bei der Ausbildung zur Pfarrperson Fragen nach dem beruflichen Rollenbild, Identität und Authentizität. Zu einem beträchtlichen Teil hängt die Art und Weise, wie eine Auszubildende zu ihrem Rollenverständnis findet, von ihr selbst ab: von Begabungen, Charaktereigenschaften und persönlichen, gut reflektierten wie manchmal auch unbewussten Entscheidungen. Ausserdem tragen natürlich auch Richtlinien, Standards und Erwartungen von aussen dazu bei, zu welchem Rollenbild ein Auszubildender findet. Einerseits vonseiten der Kirche als zukünftiger Arbeitgeberin, andererseits vonseiten des kirchlichen wie auch nichtkirchlichen Umfelds, in dem sich die Auszubildende bewegt.

Das obige Zitat von Thomas Kabel bringt für mich zweierlei auf den Punkt, das mir bei der vorliegenden Thematik sehr zentral scheint:

Einerseits legt Kabel mit dem dreimaligen Wiederholen der Formulierung „was du bist“ die Betonung ganz stark auf das Persönliche und Authentische, auf die bezüglich Begabungen und Eigenschaften gegebenen Tatsachen. Pfarrerin sein heisst nicht, sich eine Rolle überzustülpen, sondern heisst, seine ganz eigene berufliche Identität zu entwickeln.

Andererseits betont Kabel mit den drei an den Anfang jeder Zeile gestellten Verben gerade diese Möglichkeit, ja Notwendigkeit einer dynamischen Entwicklung der je eigenen Berufsidentität, die auch mit der Ordination nicht einfach abgeschlossen ist, sondern stets weiterentwickelt beziehungsweise entdeckt werden soll.

Diese beiden Punkte gleichsam im Hinterkopf, verfolgt die vorliegende Arbeit folgende Ziele:

1. Ich möchte die Erfahrungen bei der Begleitung einer EPS-Praktikantin auf ihrem Weg zum eigenen Rollenverständnis als Pfarrerin, die ich von September 2016 bis Januar 2017 machen konnte, reflektieren. Dabei möchte ich Hindernisse und Chancen aufzeigen, die auf diesem Weg zum Vorschein gekommen sind.
2. Ich möchte Möglichkeiten erörtern, wie der Praktikumsleiter die Auszubildende unterstützen, begleiten und fördern kann auf diesem Weg.

¹ Kabel, Liturgische Präsenz, 15.

3. Ich möchte meine Gedanken auch in Bezug setzen zum Kompetenzstrukturmodell, das die Konkordatskonferenz am 28.11.2013 in Kraft gesetzt hat, besonders im Hinblick auf die Dimension „Glaubwürdig leben“ mit den drei Standards „Leben aus dem Evangelium“, „Berufsidentität“ und „Selbstmanagement“.

Aufgrund der hohen Bedeutung von individuellen Faktoren, sowohl bei der Entwicklung des Rollenverständnisses des Auszubildenden, wie auch beim Rollenverständnis der Ausbildungspfarrerin selbst, lassen sich meine vorliegenden Überlegungen wohl nur teilweise auf andere Ausbildungssituationen übertragen. Oder anders gesagt: was in der einen konkreten Situation in einem EPS-Praktikum oder Vikariat nach einem gewissen Schema abläuft bei der Findung des eigenen Rollenverständnisses, läuft in einer anderen Situation vielleicht nach einem ganz anderen Schema ab. Deshalb möchte ich meine Reflexionen nicht verallgemeinern, sondern auf die dieser Arbeit zugrunde liegenden Begleitung einer EPS-Studentin vom September 2016 bis Januar 2017 bezogen wissen.

3) PfarrerIn sein – viele Rollen in einer und die Frage nach der Berufung

„Der protestantische Pfarrer ist eine merkwürdige Zwitterfigur. Der Ausbildung und der Amtstracht nach tritt er auf als Gelehrter. Durch die Art seiner Dienstleistungen gehört er in die Reihe der Priester. In seinem theologischen Selbstverständnis möchte er am liebsten als Prophet agieren. Und die meiste Zeit verbringt er wahrscheinlich damit, die Rollen des kirchlichen Verwaltungsbeamten und des gemeindlichen Freizeitanimators zu spielen.“²

Wie Manfred Josuttis eindrücklich auf den Punkt bringt, beinhaltet die Rolle eines Pfarrers eine bunte Vielfalt verschiedener Unterrollen mit ganz unterschiedlichen Anforderungen und Akzentuierungen. Sei es als Gelehrte, als Priester, als Prophetin, als kirchlicher Verwaltungsbeamter oder als gemeindliche Freizeitanimatorin: in jeder dieser Rollen kommt das Pfarrer-Sein in ganz unterschiedlicher Ausprägung und in ganz unterschiedlichen Situationen zu einem je eigenen Ausdruck.

Aus Sicht meiner EPS-Studentin (in der Folge ES genannt) geht es in Anbetracht dieser unübersichtlichen Vielfalt zunächst auf jeden Fall darum, sich einen Überblick über die verschiedenen Haupt-, Unter- und Nebenrollen des Pfarrberufs zu verschaffen. So formuliert ES im Lernkontrakt vor Beginn des praktischen Semesters:

„Ich möchte herausfinden, welche verschiedenen Vorstellungen von Pfarrbildern es gibt, sei es bei Pfarrern selber, in der Gemeinde, bei kirchenfernen oder kirchenfremden Personen und so weiter. Um diese Frage zu beantworten, scheint mir das EPS mit den verschiedenen Praktika an den unterschiedlichsten Orten die perfekten Rahmenbedingungen zu geben.“

Bemerkenswert dünkt mich, dass ES zu dieser Zeit – also unmittelbar vor Beginn des praktischen Semesters – eine quasi von aussen her beobachtende Rolle einnimmt. Sie möchte verschiedene Vorstellungen von Pfarrbildern kennenlernen und sich so zunächst einen Überblick verschaffen. Im Lauf des Praktikums setzte sich bei ihr spürbar ein innerer Prozess in Gang, bei dem sie sich mit der Frage auseinandersetzte, welche Rollenbilder zu ihr passen könnten und welche nicht. Diesen Prozess beschreibt sie im Schlussbericht am Ende des Praktikums folgendermassen:

² Josuttis, Der Pfarrer ist anders, 9.

*„Ich habe mich innerhalb meines theologischen Themas mit verschiedenen Pfarrbildern beschäftigt, vor allem im Hinblick darauf, wie und wo ich mich als zukünftige Pfarrerin sehen kann und wie und wo auch nicht. Bereits im Pfarrteam meiner Praktikumsgemeinde sind mir Pfarrpersonen begegnet, die Verschiedenes unterschiedlich gestalten und leben. Vor allem aber auch im Gespräch mit meinen Mitpraktikant*innen ist mir aufgefallen, wie unterschiedlich Pfarrpersonen, aber auch Kirchgemeinden sein können.*

Dies zu realisieren und mitzerleben war für mich sehr wertvoll und hilfreich. Auch wenn wir Studierende uns jeweils zu Auswertungs- und Einführungstagen getroffen hatten, hat sich das Spektrum von unterschiedlichen Menschen, die auf dem Weg in Richtung Pfarramt sind und dieses (wenn es dann soweit ist) gestalten werden, nochmals erweitert.“

In einem weiteren Schritt begann ES, nicht nur bestehende Rollenbilder für sich zu bejahen oder zu verwerfen, sondern sich auf die Suche zu machen nach ihrem ganz eigenen, individuellen Rollenverständnis, das zu ihrer Persönlichkeit und ihren Begabungen passt. Dies wird vom folgenden Zitat aus dem Schlussbericht verdeutlicht:

„Das Ausfüllen des Pfarramtes, die Rolle welche ich einnehmen kann, hat also in erster Linie ganz viel mit mir und meiner Persönlichkeit zu tun. Das ist eine grosse Herausforderung, aber auch eine Freiheit. Wie ich ein Pfarramt ausfüllen werde hat damit zu tun, was ich an Erfahrungen, persönlichen Interessen und Talenten mitbringe, aber und ganz entscheidend auch mit der Kirchgemeinde, in der ich tätig sein werde. Immer wieder wurde und wird uns ans Herz gelegt, dass wir uns so genau als möglich überlegen sollen, in welche Art von Kirchgemeinde wir passen könnten. Bei all den unterschiedlichen Gemeinden, welche ich selber und welche ich durch Erzählungen meiner Mitstudierenden zumindest ansatzweise kennenlernen durfte, steigt in mir die Hoffnung, dass auch ich in eine dieser Kirchgemeinden passen könnte.“

Besonders eindrücklich ist für mich diese Entwicklung in Anbetracht der Tatsache, dass ES im Laufe des EPS phasenweise von Zweifeln und von Skepsis geplagt wurde, ob sie für den Pfarrberuf geeignet sei. Ich selbst hatte in keiner Phase des Praktikums je einen Zweifel bezüglich der grundsätzlichen Eignung von ES fürs Pfarramt. Aus meiner Sicht bringt sie sowohl von der Persönlichkeit wie auch von den Begabungen her sehr vieles mit, das sie im Pfarramt gut fruchtbar machen kann. Somit beschäftigte mich die Frage, woher denn ihre

Zweifel stammten. In den Gesprächen mit ES kristallisierte sich zunehmend heraus, dass ihre Zweifel in der Frage nach der Berufung begründet lagen. Dies war in den EPS-Kurstagen offenbar unter den Studierenden ein häufiges Thema. Bereits im Lernkontrakt vor Beginn des EPS sprach ES das Thema an:

„Und eine für mich auch sehr wichtige Frage, die es in diesem Zusammenhang zu berühren gilt: Ist Pfarrer sein Beruf oder Berufung? Wenn es Berufung ist, wie kann sich eine solche Berufung zeigen?“

Nach einer intensiven persönlichen Auseinandersetzung mit diesem Thema, ergänzt von Diskussionen an den EPS-Kurstagen und Gesprächen mit mir als Praktikumsleiter, kommt ES im Abschlussbericht zu folgendem Schluss:

*„Im Zusammenhang mit Arbeitspensen kam in der Gruppe auch immer wieder die Diskussion auf, ob es sich beim Pfarrberuf um einen Beruf oder eine Berufung handelt. Diese beiden Bezeichnungen wurden als Gegensätze benutzt und es wurde im Hinblick auf den Pfarrberuf oft in Richtung Berufung argumentiert. Ich hab mich zwischenzeitlich gefragt, ob Berufung denn mit Arbeitszeiten und Arbeitspensen zu tun hat und bin für mich auf ein klares Nein gekommen. Zudem führten Diskussionen um Berufung oder nicht Berufung manchmal dahin, dass Berufung im Sinne von „Gott hat mir gesagt“, „Gott hat mir gezeigt“, also im Sinne eines Sendungsbewusstseins verstanden wurde. Ich habe während des Praktikums erfahren, dass ich an ganz vielen Aufgaben, die das Pfarramt mit sich bringt, enorme Freude habe. Ich mag es, Religion zu unterrichten und mit den Schüler*innen Themen zu diskutieren, welche im sonstigen Schulalltag keinen Platz haben. Ich mag es, mit Konfirmand*innen auf dem Weg zu sein (wortwörtlich, da wir in Basel das Friedenslicht abholten und durch die dunkle Nacht marschierend nach Liestal brachten). Ich mag es, Gottesdienste zu gestalten und mitzugestalten. Ich durfte erfahren, dass ich vieles, was ich gerne mache und wo ich meine Talente sehe, im Pfarrberuf gebrauchen und einfließen lassen könnte. Und so glaube ich, dass der Beruf, in welchem man sich wohl fühlt und an welchem man Freude hat Berufung sein kann. So kann für mich jeder Beruf Berufung sein und nicht nur der Pfarrberuf.“*

Mich stimmte es sehr nachdenklich, dass die Zweifel von ES an ihrer Eignung für den Pfarrberuf so sehr genährt wurden durch Stimmen von Mitstudierenden, die Berufung im Sinne eines Sendungsbewusstseins verstanden, das sich auf das Empfangen der persönlichen, rufenden Stimme Gottes abstützt. Als

Praktikumsleiter war mir in dieser Situation sehr wichtig, ES zu stärken und zu unterstützen auf dem Weg zu einem eigenen Verständnis von Berufung. Dies gelang ihr auf eigenständige Weise, indem sie für sich den Begriff der Berufung an der Freude, Bedeutsamkeit und Sinnhaftigkeit der beruflichen Tätigkeit festmachte. So verstanden stellt der Begriff der Berufung in keiner Weise in Frage, dass Gottes persönlicher Ruf an die Auszubildende ein fester Bestandteil ihres Wegs ist – wenn auch nicht so explizit in den Vordergrund gestellt wie bei obiger Definition von Berufung als konkretes, persönliches Erlebnis der rufenden Stimme Gottes. Die von ES gefundene Definition des Begriffs der Berufung hat den Vorteil, sich nicht auf ein behauptetes Glaubenserlebnis abstützen zu müssen, das vom Umfeld ja auch angezweifelt oder gar abgelehnt werden kann, sondern sich in den verschiedenen Tätigkeitsfeldern des Pfarrberufs immer wieder neu zeigt, indem die von ES ins Zentrum gestellte Freude spürbar wird. Der Wert der von ES gefundenen Definition zeigt sich auch darin, dass sie viel Raum offen lässt für andere Mitstudierende, ihren eigenen Weg im Umgang mit der Frage nach der Berufung zu finden. Dies empfinde ich als wohltuende Alternative zur obigen Definition von Berufung, die alles davon abhängig macht, ob der Auszubildende ein religiöses Berufungserlebnis für sich in Anspruch nehmen beziehungsweise behaupten kann oder nicht, was im zweiten Fall – oft unausgesprochen – eigentlich eine Disqualifikation zur Eignung für den Pfarrberuf zur Folge hat. Dass keine solchen ausgesprochenen oder unausgesprochenen Zweifel an der Eignung einer Auszubildenden für den Pfarrberuf aufgrund einer aus meiner Sicht zu engen Definition des Wortes Berufung aufkommen, halte ich für eine sehr zentrale Aufgabe des Praktikumsleiters wie auch der EPS- bzw. Vikariats-Kursleitung. Weiter sehe ich den Vorteil der von ES gefundenen Definition auch darin, dass er einen gesunden Umgang mit den eigenen Ressourcen und ein Ernstnehmen der eigenen Grenzen begünstigt. Folgt man der oben beschriebenen, aus meiner Sicht zu engen Definition von Berufung, lässt sich daraus für das Arbeitspensum ableiten, dass man als Pfarrerin stets und immer im Dienst und zur Verfügung stehen muss. Natürlich lässt sich im Pfarrberuf Arbeitszeit und Freizeit nicht immer klar voneinander abtrennen und es gibt eine relativ grosse Grauzone, die sich zwischen Arbeitszeit und Freizeit befindet – dennoch ist es bestimmt hilfreich, gesund und letztlich für alle Involvierten sinnvoll, wenn der Pfarrer seine Berufung nicht als stetes Zur-Verfügung-Stehen versteht, sondern sich auch ganz bewusst Inseln der Erholung und des Auftankens schafft, so dass die Freude an den vielfältigen Tätigkeiten im Pfarrberuf erhalten bleibt.

4) Die Pfarrerin als Gelehrte, Priesterin und Prophetin zwischen zwei Polen: „Habe ich überhaupt etwas zu sagen?“ vs. „Stehe ich über dem gemeinen Volk?“

Manfred Josuttis legt in obigem Zitat³ drei Haupt-Rollenbilder des Pfarrers fest: Gelehrter, Priester und Prophet. In jeder dieser Rollen wird etwas von dem Spannungsfeld spürbar, um das sich dieses Kapitel dreht. Dieses Spannungsfeld klingt besonders auch im Titel des zitierten Buchs von Josuttis an: „Der Pfarrer ist anders“. Dieser Titel suggeriert nicht nur, sondern konstatiert explizit eine Andersartigkeit der Pfarrerin gegenüber ihren Mitmenschen.

Auch ES setzte sich bereits vor Praktikumsbeginn mit diesem Spannungsfeld auseinander, wie folgendes Zitat aus dem Lernkontrakt deutlich macht:

„In den Fragehorizont gehört für mich auch die Frage danach, ob man sich als Pfarrperson in irgendeiner Weise vom (plakativ gesagt) „gemeinen Volk“ abhebt, beziehungsweise (wiederum plakativ gesagt) in besonderem Mass vom Geist erfüllt ist? Oder ob eine gewisse Abhebung durch die Angehörigen der Gemeinde oder eventuell sogar von der Pfarrperson selbst gemacht wird?“

In ersten Gesprächen mit ES am Anfang des Praktikums zeigte sich, dass dieses Spannungsfeld für sie zwischen zwei Polen angesiedelt ist. Auf der einen Seite beschäftigte sie die Frage: „Habe ich überhaupt etwas zu sagen?“ und auf der anderen Seite die Frage: „Stehe ich über dem gemeinen Volk?“ Schon früh kristallisierte sich heraus, dass eine für ES akzeptable Sichtweise irgendwo zwischen diesen beiden Polen liegen muss. Ähnlich wie bei der Frage nach der Berufung war für sie ein so deutlich ausgesprochenes Sendungsbewusstsein, das sich durch eine abgehobene Stellung zur Gemeinde wie auch durch eine besondere Hörigkeit für Gottes Wort auszeichnet, keine mögliche Sichtweise.

Auf der anderen Seite war es mir als Praktikumsleiter eine Freude, im Laufe des Praktikums eine zunehmende Überzeugung bei ES zu spüren, dass sie durchaus etwas zu sagen hat. Zu dieser Entwicklung beigetragen haben bestimmt die vielen positiven Reaktionen und Feedbacks, die sie in den verschiedensten Tätigkeitsbereichen erhielt, zum Beispiel in Schul- und Konfirmationsunterrichts-Stunden, in Gottesdiensten und in Seelsorgegesprächen. Als Praktikumsleiter war mir ein grosses Anliegen, ihr entsprechende Rahmenbedingungen und genügend Freiraum zu geben, die

³ Siehe S. 6.

solche guten Erfahrungen und ein möglichst unbeschwertes Ausprobieren ermöglichen. Die Bedeutung dieses Freiraums hebt ES in ihrem Schlussbericht deutlich hervor:

Auch wenn die Menschen, denen ich begegnete, mich oft bereits als „Frau Pfarrer“ sahen, wusste ich für mich ziemlich genau, dass ich in diesem Praktikum noch nicht die Verantwortung einer „Frau Pfarrer“ hatte und fühlte mich deshalb sehr frei im Ausprobieren und Testen meiner Grenzen und Möglichkeiten. Und dieser Freiraum wurde mir auch sehr wohlwollend und unterstützend gegeben.

In grossen Schritten gelang es ES, sich eine selbstbewusste, aber nicht selbst-überhöhende Haltung und Eigenwahrnehmung aufzubauen und in Tätigkeitsbereichen, von denen sie anfangs mit grossem Respekt und einer gewissen Schwellenangst gesprochen hatte, mit Freude und guten Rückmeldungen positive Erfahrungen zu sammeln. Ganz deutlich wurde dies beim Thema Segen, mit dem sie sich besonders gründlich auseinandersetzen wollte. Im Schlussbericht zieht sie folgendes Fazit:

„An Neujahr durfte ich dann meinen ersten ganzen Gottesdienst gestalten und somit den Segen auch alleine sprechen. Ich habe bemerkt, dass es für mich um einiges stimmiger war, mich ebenfalls in den Segen zu inkludieren, als den Segen der Gemeinde zuzusprechen. Ich habe mich wiederum für den Aaronitischen Segen entschieden, jedoch die Form „Der Herr segne UNS...“ genommen. Mich als Teil der um Segen Bittenden einzuschliessen hat für das erste alleinige Sprechen des Segens gut gepasst. Allgemein war ich sehr dankbar dafür, dass ich mir über das Sprechen des Segens so viele Gedanken gemacht und diesen liturgischen Akt auch oft geübt hatte.

*Während des Gottesdienstes (nicht nur bei den selbst gestalteten) empfinde ich den Segen immer wieder als Schlüsselmoment und ich war dankbar, konnte ich den Segen jeweils mit voller Überzeugung sprechen. Spannenderweise war der Segen dann auch nach dem Gottesdienst im Feedback meiner Familie und Kolleg*innen aus kirchenfremdem Umfeld das Thema Nummer eins. Ich bekam die Rückmeldung, dass ich in diesem Moment des Segensprechens sehr professionell gewirkt habe bzw. mich dieser Moment sehr professionell und überlegt wirken liess. Auch wurde ich immer wieder gefragt, ob ich den Segen denn überhaupt schon sprechen dürfe. Für mich wies diese Frage einerseits darauf hin, dass der Segen sehr bewusst wahrgenommen wurde und dass für*

viele klar war, dass im Moment des Segens etwas mehr mitschwingt als das bloße Vornestehen und etwas erzählen.“

Als sehr authentisch in Anbetracht ihrer Weigerung, sich als „über dem Volk stehend“ zu betrachten, empfinde ich ihre Argumentation für den inkludierenden Aaronitischen Segen. Dennoch lässt sich eine Offenheit herausspüren, den Segen ein anderes Mal auch in der spendenden Version auszuprobieren („Gott segne DICH...“), wozu ich sie in unseren Gesprächen ermuntert habe. Wiederum betrachte ich hierbei als meine Aufgabe als Praktikumsleiter, die Auszubildende beim Finden des für sie persönlich stimmigen Rollenverständnisses und Handelns zu unterstützen.

Die diesem Kapitel zugrundeliegende Frage beantwortet ES im Abschlussbericht denn auch sehr klar. Da für sie die Ausübung jedes Berufes als Berufung verstanden werden kann, *„hebe ich mich als Pfarrerin in meinem Selbstverständnis weder im Beruf noch als Mensch von irgendjemandem ab.“*

Anders als Josuttis möchte sie ihre Identität als Pfarrerin nicht an einer gewissen Andersartigkeit festmachen, sondern sieht sich in erster Linie gerade auch als Pfarrerin als fester, gleichberechtigter Bestandteil der Menschen im Umfeld, in dem sie sich bewegt. Gleichzeitig nimmt sie wahr, dass von aussen durchaus andere Bilder und Rollenerwartungen auf sie projiziert werden. ES war sehr verblüfft über die pointierte Reaktion von Gottesdienstbesuchern auf den von ihr gesprochenen Segen, besonders von Menschen aus ihrem näheren Umfeld. Hier erlebte sie wohl etwas der von Josuttis gemeinten „Andersartigkeit“ des Pfarrers, jedoch nicht in einer Form, in der sie sich als „über dem gemeinen Volk stehend“ versteht.

Sich solcher Bilder und Erwartungen bewusst zu sein und zumindest teilweise eine bejahende Haltung dazu zu entwickeln, ist meiner Ansicht nach eine wichtige Voraussetzung für einen (selbst)bewussten und angemessenen Umgang mit ihnen, und somit ein wichtiger Lerninhalt des EPS wie auch des Vikariats. Wie sehr ES diese Bilder und Erwartungen von aussen ernst nimmt, zeigen folgende Zeilen aus dem Schlussbericht:

*„Natürlich ist es so, dass manche Menschen – seien es Gemeindemitglieder oder meine Kolleg*innen, welche eher kirchenfremd sind – ein anderes Bild vom Beruf Pfarrer*in haben. Oft bekomme ich auch Kommentare wie „darf denn ein Pfarrer/eine Pfarrerin das?“ zu hören. (...)*

*Es gibt aber durchaus einige klassische Pfarrbilder, sowohl bei Pfarrer*innen, als auch bei Gemeindegliedern und kirchenfremden Menschen, und diese sind ernst zu nehmen und zu bedenken.*

Freilich soll der Schwerpunkt einer EPS- oder Vikariatsbegleitung jedoch nicht auf den von aussen herangetragenen Erwartungen und Bildern liegen, sondern vielmehr auf der Entdeckung der eigenen Persönlichkeit und Kompetenzen der Auszubildenden, die für das Pfarramt fruchtbar gemacht werden können. Solche konkrete Entdeckungen zu machen, gehört für mich zu den eindrücklichsten Erfahrungen, die ich als Praktikumsleiter bislang machen konnte. Ein generelles Rezept, solche Entdeckungen zu fördern, gibt es wohl nicht. Viel Raum für reflektierende Gespräche, zum Beispiel über die vom Kompetenzstrukturmodell beschriebenen Dimensionen, Standards und Kompetenzen, sind für solche Schlüsselmomente aber auf jeden Fall sehr dienlich. Auch wenn während des Praktikums oft das Vor- und Nachbesprechen ganz konkreter Tätigkeiten im Vordergrund steht, lohnt es sich, in regelmässigen Abständen ein solches reflektierendes Gespräch einzuplanen. Als Gesprächsaufhänger eignen sich sowohl die von den Auszubildenden formulierten Lernziele und das von ihnen gewählte theologische Thema, wie auch die im Kompetenzstrukturmodell beschriebenen Kriterien.

ES weist im Interview drei Monate nach Praktikumsende besonders auch auf das Zusammenspiel von Selbstreflexion und Fremdeinschätzung hin:

„Das EPS hat mir gezeigt, dass ich weit mehr als nur mein theologisches Wissen in den Pfarralltag integrieren kann, was ich absolut grandios finde. Mit der Erkenntnis, dass das Ausfüllen des Pfarramtes sehr viel mit meiner Persönlichkeit zu tun hat, kommt natürlich die Frage danach auf, was denn meine Persönlichkeit ausmacht, bzw. was alles zu mir und meiner Persönlichkeit gehört. Sowie die Frage danach, was ich denn alles an Erfahrungen, Interessen und Talenten mitbringe und an verschiedenen Orten einfliessen lassen könnte.

Auf dem Weg, die Pfarrerin zu werden, die ich bin, ist es für mich also erst mal wichtig zu erkennen, was ich selber alles in diesen Beruf mit hinein bringe. Damit zusammenhängend ist es wichtig, sich selber zu kennen, die eigenen Stärken, aber auch die Schwächen. Um das immer wieder (neu) in den Blick zu bekommen, hilft es mir, mich einerseits in verschiedene, mir noch unbekannte Situationen hinein zu begeben und so auch meine Grenzen auszuloten. Dabei ist die Selbstreflexion ein wichtiges Thema und neben dieser vor allem auch die

*Fremdeinschätzung, also das Feedback und damit verbunden die Begleitung/das Coaching durch Praktikumsleiter*innen und sonstigen Weggefährten.*

*So sind für mich vor allem auch das „über die Schultern schauen“ bei Pfarrer*innen und die Gespräche mit meinen Mitstudierenden, welche auf demselben Weg unterwegs sind und wiederum ihr Wissen und Können mitbringen, sehr wichtig. Ich mag es von meinen lieben Mitmenschen ihre Herangehensweisen an Aufgaben abzuschauen und – wenn’s passt – in mein eigenes Sein zu integrieren. Ich beobachte sehr gerne und mag es, Ideen und Anregungen anderer aufzunehmen. Mein Ziel dabei ist es, eine – sagen wir – „Toolbox“ an Ideen und Möglichkeiten zu erstellen, welche mir dann bestenfalls in gewissen Situationen hilfreich sein können.*

Auf diesem Weg der Selbsterkenntnis und Selbstwahrnehmung hat mir das EPS einiges an Möglichkeiten geboten. Ich konnte mich innerhalb der unterschiedlichen Praktikas in fremden Umgebungen selber besser und immer wieder neu kennenlernen. Ich hatte die Möglichkeit, mich auf unterschiedlichsten Terrains zu bewegen und mich auszuprobieren, wo immer ich wollte. Ganz besonders im Kirchenpraktikum. Beruhigenderweise musste ich das aber nie alleine für mich tun, sondern konnte das unter den behütenden und wachen Augen des Praktikumsleiters tun. Dem regelmässigen Feedback wird innerhalb des EPS ein grosses Gewicht gegeben, welches mir ermöglicht hat, Fremd- und Selbstwahrnehmung zu vergleichen und in der Verbindung fruchtbar zu machen. Das Feedback des Praktikumsleiters war mir also immer sehr wichtig und auch extrem wertvoll. Dabei ist es natürlich wichtig, eine möglichst vertrauensvolle Basis für dieses Ausprobieren zu haben, was bei mir – und das war mein grosses Glück – absolut vorhanden war.“

Es liegt auf der Hand, dass ein solcher Weg nie völlig reibungslos zurückgelegt wird, sondern vielmehr über Höhen und Tiefen führt und überraschende Wendungen und Hindernisse beinhaltet. Ein solches Hindernis ortet ES im ständigen Vergleichen mit anderen Studierenden oder Pfarrpersonen:

*„Ich persönlich bin manchmal etwas gebremst, wenn ich Dinge an Pfarrer*innen oder Mitstudierenden beobachte, die ich unglaublich toll und wertvoll finde, bei denen ich aber gleichzeitig bei mir „Defizite“ sehe. Ich muss immer wieder aufpassen, dass ich mich selber beim Beobachten der Stärken Anderer nicht gleichzeitig klein mache. Das ständige Vergleichen ist eine verteufelte Sache. Da ist es dann wichtig, dass man sich vom Vergleichen nicht*

hemmen lässt, sondern einerseits das in den Blick nimmt, was man selber eben durchaus mitbringt und andererseits in den Schwächen auch Herausforderungen und Chancen sieht, die man anpacken kann.“

Als sehr hilfreich betrachte ich diesbezüglich, dass das Kompetenzstrukturmodell nicht davon ausgeht, dass man in jedem Bereich gleich gut sein sollte. Es weist vielmehr darauf hin, dass Stärken im einen Bereich oft mit Schwächen in einem anderen Bereich einhergehen, und dass dies sehr von der Persönlichkeit des einzelnen Individuums abhängt. Als befreiend finde ich aus Sicht des Praktikumsleiters diesbezüglich auch, dass man sich nicht ständig auf die Schwächen des Studierenden fokussieren soll, um diese auszumerzen, sondern dass man sich auf die Stärken konzentrieren kann im Wissen, dass bei der weiteren Förderung von Stärken auch andere Bereiche gefördert werden.

Dieser Prozess geht natürlich nicht mit dem Schluss des Praktikums zu Ende, sondern soll und möchte weitergeführt werden. ES empfand darum das EPS als zu kurz, besonders der Teil in der Kirchengemeinde, wie sie drei Monate nach Praktikumsende festhält:

„Gebremst hat mich auch die Kürze des EPS. Ich wäre sehr gerne noch etwas länger in der Kirchengemeinde geblieben und ich hätte mich sehr gerne noch weiter ausprobiert. Um das nicht ganz zu missen, ist es mir nach dem EPS nun umso wichtiger, mich auch während des Masterstudiums kirchlich (weiterhin) zu engagieren, wo immer sich mir Möglichkeiten bieten. So kann ich neben meiner theoretischen Ausbildung an der Universität, welche ohne Frage absolut wichtig ist, ganz praktische Erfahrungen sammeln und mich weiterhin an verschiedenen Orten und in verschiedenen Aufgaben ausprobieren.“

5) Der Pfarrer als öffentliche Person: Aussensicht und Innensicht

Was es bedeutet und wie es sich anfühlt, als Pfarrerin eine öffentliche Person zu sein, ist für Auszubildende nur sehr schwierig einzuschätzen. Und dennoch ist – unabhängig vom Ausbildungsstand – klar: an jeden Pfarrer werden diverse Ansprüche und Erwartungen herangetragen, unausgesprochen und ausgesprochen. Sebastian Rückel hält nach Abschluss des Vikariats unmissverständlich fest:

„Was ich bereits in meiner Ausbildung erlebt habe: Die Erwartungen an einen Pfarrer sind teilweise utopisch, manchmal gar hanebüchen. Darin als junger Pfarrer einen Weg zu finden kann sehr schwierig sein. Alle haben unterschiedliche Ansprüche: die Institution Kirche, die Kirchengemeinde und natürlich auch die Gemeindeglieder.“⁴

ES brachte anfangs des Praktikums viele offene Fragen zu diesem Thema mit, die wir im Verlaufe des Praktikums mehrmals diskutierten. Dabei unterschieden wir jeweils die Aussen- und Innensicht. Also einerseits: wie nehmen mich die Menschen von aussen als Pfarrerin wahr, was tragen Menschen von aussen für Vorurteile, Erwartungen und Bedürfnisse an mich heran? Und andererseits: wie gehe ich als Pfarrer mit meiner Rolle als öffentliche Person um? Wie kleide ich mich? Wann, wo und wie bin ich als Pfarrerin in der Öffentlichkeit unterwegs? Wann, wo und wie bin ich als Privatperson in der Öffentlichkeit unterwegs? Inwiefern lassen sich diese beiden Rollen überhaupt trennen?

ES hat in einem Satz im Schlussbericht ganz treffend ihr Fazit zum Ausdruck gebracht: *„Das Wunderbare daran reformierte*r Pfarrer*in zu sein, ist die Möglichkeit, die „Rolle Pfarrer*in“ nach bestem Gewissen mit der eigenen Person auszufüllen.“*

Also wiederum: Entscheidend ist, wie ich die Rolle der Pfarrerin ganz individuell, auf meine Persönlichkeit abgestimmt ausfülle.

Zu diesem positiven Fazit kam ES nach einer längeren Auseinandersetzung mit dem Thema. Dabei beobachtete ich zwei Prozesse. Einerseits erkannte sie zunehmend, dass die Ansprüche und Erwartungshaltung von aussen gar nicht so stark sind, wie sie ursprünglich gedacht hatte. Und andererseits wuchs in ihr das Verständnis, dass es vielmehr darauf ankommt, was ich als Pfarrer leiste, als auf

⁴ Broelemann, Bref 23, 6.

das, was ich nicht leiste. Illustriert wird dies durch folgende Zeilen aus dem Schlussbericht:

*„Auch treten einem als Pfarrer*in von verschiedenen Seiten verschiedene Ansprüche entgegen, wird verlangt, dass man rund um die Uhr erreichbar ist. Oft habe ich in der Gemeinde aber vielmehr Dankbarkeit empfunden für das, was gemacht wird als Kritik an dem, was manchmal auf der Strecke bleibt. Ich glaube, dass die Gemeinde sehr genau merkt, ob man sich im Pfarramt Mühe gibt und vieles macht und wiederum Freiheiten, welche man sich herausnimmt, auch akzeptieren kann. In meinem Praktikumsort zum Beispiel wohnen die Pfarrpersonen alle nicht im Pfarrhaus. Von meinem Praktikumsleiter weiss ich, dass er die Zeit, in der er im Pfarrhaus gelebt hat, auch als anstrengend empfunden hat. Man fühlt sich beobachtet, hat das Gefühl, man kann nicht in der Trainerhose zum Briefkasten gehen. Ähnliches habe ich auch von anderen im Pfarrhaus lebenden Pfarrer*innen schon gehört. Das Tolle ist, dass man (nicht immer, aber oft) die Wahl hat. Dass man sich für oder gegen das Pfarrhaus entscheiden kann. Dass man Openhouse haben kann, oder auch nicht. Dass man sich die Zeit so einteilen kann, dass man am Samstag möglichst immer einen Familientag machen kann, oder auch nicht.“*

Für diese fruchtbare Auseinandersetzung von ES zum Umgang mit der Rolle als öffentliche Person waren von meiner Seite als Praktikumsleiter vor allem zwei Punkte hilfreich und förderlich: Erstens die Bereitschaft, transparent und ehrlich vom eigenen Umgang mit der Rolle als öffentliche Person zu erzählen und so einen möglichst tiefen und authentischen Einblick in die eigene Realität zu geben, mitsamt Gelingendem und Schwierigem. Und zweitens, das Thema im Verlauf des Praktikums mehrmals wieder zur Diskussion zu stellen und so die Suche nach dem eigenen, ganz individuellen Umgang mit der Rolle als öffentliche Person zu fördern. Ein Zitat aus dem Interview drei Monate nach Praktikumsende verdeutlicht dies:

„Im EPS wurde mir die Möglichkeit geboten, einem Pfarrer ganz intensiv über die Schultern zu schauen und Verschiedenes zu beobachten. So nahe am Pfarr-Alltag mit dabei zu sein, bietet einen tiefen und umfassenden Blick auf eine Pfarrperson und auf ihre Art und Weise, den Beruf auszuführen.“

Eine hilfreiche Erkenntnis für einen angemessenen Umgang mit der Rolle als öffentliche Person ist auch, dass die Aussensicht ja nicht per se bedeutet, dass die Pfarrperson unter Druck gesetzt wird, indem sie hohe Leistungsansprüche

und Erwartungen stellt, sondern oft durchaus auch sehr ermutigende Projektionen beinhaltet. Ganz besonders gilt dies für das Grundvertrauen, das einer Pfarrperson auch in unsrer sehr säkularisierten Welt immer noch überraschend stark entgegengebracht wird. Florian Rückel, ebenfalls kürzlich ordinierter Pfarrer, bringt dies auf den Punkt: *„Ich bin immer wieder beeindruckt, welches Vertrauen die Menschen mir als Seelsorger entgegenbringen. Wo gibt es das sonst noch, dass Menschen einfach jemanden aufsuchen können, um Zeit und Erlebnisse zu teilen, ohne dabei geheilt, therapiert oder abgezockt zu werden?“*

6) „Glaubwürdig leben“ – das Kompetenzstrukturmodell auf dem Prüfstand

Die Einleitung des Ende 2013 von der Konkordatskonferenz beschlossenen Kompetenzstrukturmodells hält fest:

„Zum Pfarrberuf gehört also immer eine innere Mitte und Haltung, die im Evangelium, in der gelebten Glaubenspraxis, in der Stille verankert ist. Ausserdem gehört zum Pfarrberuf auch die ethische Haltung der intellektuellen Redlichkeit. Schliesslich ist eine theologische Existenz im Sinne Karl Barths Voraussetzung für das Pfarramt. Im Wissen darum, dass dies letztlich nicht geprüft werden kann, aber zentral ist für die Ausübung des Pfarrberufs, wurde der Versuch unternommen, diese Haltung mit grosser Sorgfalt verhaltensorientiert zu beschreiben und sie dadurch beobachtbar zu machen.“⁵

Zunächst möchte ich an dieser Stelle betonen, dass ich es sehr begrüsse, dass die Thematik der gelebten Glaubenspraxis in die neuen „Standards für die Aus- und Weiterbildung der evangelisch-reformierten Pfarrerinnen und Pfarrer“ integriert wurde. Dies richtigerweise nicht mit der Absicht, die gelebte Glaubenspraxis der Auszubildenden zu prüfen und darüber zu richten, sondern mit der hauptsächlichen Intention, dieses Thema überhaupt sichtbar zu machen, indem ein Vokabular und Methoden zur Verfügung gestellt werden, die das Beobachten, Reflektieren und Fördern der entsprechenden Kompetenzen möglich machen.

Somit betrachte ich das Kompetenzstrukturmodell als eine wertvolle Unterstützung für die Praktikumsleiterin bei der Begleitung und Förderung von Auszubildenden, gerade auch was die Suche nach der eigenen Berufsidentität betrifft.

Ob dies gelingt, hängt jedoch in jedem Fall stark davon ab, ob das vom Kompetenzstrukturmodell eröffnete Feld auch wirklich mit Leben gefüllt wird. Also konkret: ob es von Praktikumsleitern und Auszubildenden genutzt wird, um immer wieder zum Thema zu diskutieren, nach Worten zu suchen, für die es oft keine Worte gibt, wie das Vorwort sehr treffend festhält:

⁵ Hartmann, Kompetenzstrukturmodell, 5.

„Die Kommunikation des Evangeliums ist im Grunde genommen immer eine „unmögliche Möglichkeit“, die vom Wirken des Geistes Gottes abhängig ist.“⁶

In dieser Paradoxie der „unmöglichen Möglichkeit“ liegt wohl begründet, dass die Begriffe und Formulierungen bei der Dimension „Glaubwürdig leben“ mit den drei Standards „Leben aus dem Evangelium“, „Berufsidentität“ und „Selbstmanagement“ etwas schwammig und unkonkret wirken. Sie dienen offensichtlich als Sprungbrett, um darüber ins Gespräch zu kommen, je eigene Ausdrucksweisen zu finden. Beispielsweise beim Standard „Leben aus dem Evangelium“, wo es heisst: *„Die Pfarrperson kann das eigene „kleine Evangelium“ nachvollziehbar formulieren.“⁷* Diese Formulierung weckt bei mir zwar durchaus Vorstellungen, was damit gemeint ist, provoziert aber auch Fragen, was damit gemeint oder auch nicht gemeint ist, oder auch, wann ein individuelles „kleines Evangelium“ eines Auszubildenden vielleicht nicht mehr kompatibel ist mit dem eigentlichen Evangelium.

Eine Bemerkung im Interview mit ES drei Monate nach Praktikumsende bestätigt dies: *„Deshalb braucht es für mich mehr als nur das finanzielle oder beschäftigungstechnische Argument, um in diesem Beruf glücklich sein zu können. Leidenschaft und Herzblut zum Beispiel. Glaubwürdigkeit und Leben aus dem Evangelium könnten auch zwei Stichworte sein, die hier passen würden. Sie sind mir aber ehrlich gesagt nicht wirklich zugänglich, weshalb ich auch nicht wirklich etwas mit ihnen anfangen kann.“*

Eine weitere Schwierigkeit bei der Formulierung „Leben aus dem Evangelium“ ist meines Erachtens, dass es Auszubildende dazu verleiten könnte, sich dem Druck auszusetzen, ein „besserer“ Christ sein zu müssen als ihre Mitmenschen, also eine Art „Superchrist“ sein zu müssen und dies womöglich der Praktikumsleiterin oder bei den Prüfungen sogar beweisen zu müssen. Bestätigt wird dies von der Aussage des frisch zum Pfarrer ordinierten Francesco Cattani: *„Manchmal habe ich den Eindruck, es werde von uns erwartet – repräsentativ für die Gesellschaft –, moralisch reiner zu sein. Das sagt so natürlich niemand, schwingt aber immer mit.“⁸*

Wiederum liegt es hier sehr stark an den Praktikumsleitern zu vermeiden, dass ein solches Missverständnis bei den Auszubildenden aufkommt. Als hilfreich

⁶ Hartmann, Kompetenzstrukturmodell, 5.

⁷ Hartmann, Kompetenzstrukturmodell, 7.

⁸ Broelemann, Bref 23, 11.

empfinde ich hierbei die Unterscheidung, dass die reformierte Pfarr-Ausbildung sowohl dem „Pfarramt in der Kirche“ wie auch dem „Pfarramt in der Gesellschaft“ dienen soll. Florian Rückel, der soeben das Vikariat abgeschlossen hat, sagt hierzu: *„Auf der Ausbildungs-Website der reformierten Kirchen steht geschrieben, dass wir für das Pfarramt in der Kirche und – gleichberechtigt daneben – für das Pfarramt in der Gesellschaft ausgebildet werden. (...) Ich habe diese Trennung so verstanden, dass es bei den gesellschaftlichen Fragen um den Alltag geht, etwa um Beruf, Beziehung und Lifestyle. Es ist die Frage danach, wie wir unser Leben gestalten, die Frage nach Orientierung im Jetzt. Darauf sollten Pfarrerinnen und Pfarrer Antworten haben.“*⁹

Wiederum geht es hier keinesfalls darum, dass eine Pfarrperson abschliessende oder alleingültige Antworten auf alle gesellschaftlichen Fragen haben muss – das wäre wiederum das Fantasiebild „Superpfarrer“ –, sondern darum, dass man als Pfarrperson reflektieren muss, wie und ob der eigene Lebensstil mit dem Evangelium kompatibel ist. Dies ist im Kompetenzstrukturmodell treffend festgehalten: *„Die Pfarrperson verbindet eigene Glaubenspraxis und Handeln erkennbar.“*¹⁰ Gegen die Versuchung, „Superpfarrerin“ sein zu wollen oder zu müssen, wendet das Kompetenzstrukturmodell wiederum sehr treffend ein: *„Die Pfarrperson erkennt Grenzen persönlicher Einflussnahme und kann schwierige Situationen innerlich bewältigen.“*¹¹

ES empfand es als sehr hilfreich, dass das Thema der Berufsidentität in den EPS-Kurstagen häufig angesprochen wurde. Dies hatte zur Folge, dass die EPS-Studierenden viel über das Thema nachdachten und Raum entstand für die Entwicklung der eigenen Berufsidentität. Dass die Studierenden hierbei auch sich widersprechenden Ansichten und Rollenbildern begegneten, hat etwas Verunsicherndes oder Irritierendes, andererseits lässt sich dies bei der grossen Vielfalt an Pfarrbildern nicht vermeiden beziehungsweise könnte sogar fruchtbar sein, da es zum Diskutieren und Reflektieren zwingt. ES hält diesbezüglich im Interview drei Monate nach Praktikumsende fest:

„Das Thema der Berufsidentität ist eigentlich relativ oft im EPS angesprochen worden. Bei uns sowohl in der Einführungswoche in Magliaso, als auch bei der Auswertung in Kappel, wo wir verschiedene Pfarrbilder und deren Stärken und Schwächen in den Blick genommen haben. Die Thematik der Berufsidentität war

⁹ Broelemann, Bref 23, 7.

¹⁰ Hartmann, Kompetenzstrukturmodell, 7.

¹¹ Hartmann, Kompetenzstrukturmodell, 11.

also innerhalb des EPS sehr wichtig. Und das fand ich persönlich auch gut so, denn ich habe bemerkt, dass sich neben mir noch andere EPS-Studierende Gedanken zur Berufsidentität einer Pfarrperson machen. Ich denke, das kommt davon, dass man wirklich den unterschiedlichsten Pfarrbildern begegnet, sei es im Gespräch mit Pfarrpersonen selber oder sei es in der Gemeinde. Die Reformierte Kirche ist diesbezüglich auch sehr facettenreich. Und das finde ich auch sehr schön. Gleichzeitig ist es jedoch verstörend, von der einen Seite gesagt zu bekommen, dass man mit angezogener Handbremse in den Pfarralltag steigen sollte und von der anderen Seite, dass man nicht darum herum kommt, immer 120% zu geben. Um Unsicherheiten auszumerzen ist es für mich wichtig, mit unterschiedlichen Menschen und deren Bildern zu diskutieren. Plattformen dafür wurden uns innerhalb des EPS immer wieder gegeben.“

Könnte das EPS oder das Vikariat die Entwicklung der Berufsidentität der Auszubildenden noch stärker fördern? Aus den Gesprächen mit ES und aus den Kurstagen für Praktikumsleiter entstand bei mir der positive Eindruck, dass die Grundbedingungen für eine starke Förderung der Entwicklung der Berufsidentität absolut vorhanden sind. Ob dies auch gelingt, liegt jedoch natürlich auch sehr an den Studierenden selbst, wie auch an der Begleitung durch die Praktikumsleiterinnen. Zu diesem Schluss kommt auch ES im Interview drei Monate nach Praktikumsende, verbunden mit einem Vorschlag:

„Ich weiss nicht, ob die Strukturen des EPS die Entwicklung der Berufsidentität im Zusammenhang mit der eigenen Persönlichkeit noch bessern fördern können. Ich glaube vielmehr, dass es an jedem Einzelnen liegt, sich im Rahmen der bereits gegebenen Möglichkeiten mit der Berufsidentität im Zusammenhang mit der eigenen Persönlichkeit auseinanderzusetzen.“

Es wäre spannend gewesen in einer Podiumsdiskussion Pfarrpersonen, die eine „typische Berufsidentität“ vertreten, diskutieren zu lassen. Ob das so plakativ gemacht werden kann, ist dann die andere Frage.“

Ich teile die leise Skepsis von ES, ob eine solche Gegenüberstellung nicht auch etwas plakativ wirken könnte. Dennoch fände ich es durchaus sinnvoll, diese Idee einmal auszuprobieren – es könnte auch lustvoll und animierend sein, wenn solche „typischen Berufsidentitäten“ spielerisch einander gegenübergestellt werden.

Wie auch immer – mein grundsätzliches Fazit lautet: Das Kompetenzstrukturmodell ist für die Begleitung und Förderung von angehenden Pfarrpersonen auf ihrem Weg zum eigenen Rollenverständnis sehr hilfreich. Ich freue mich darauf, auch in Zukunft mit dem Modell und den zugehörigen Methoden, beispielsweise STEP, die Standortbestimmung im entwicklungsorientierten Pfarrprofil, zu arbeiten.

7) Abschluss und Plädoyer einer ehemaligen EPS-Studentin

Zusammenfassend möchte ich festhalten, dass ich die bestehenden Strukturen des EPS als sehr hilfreich erlebt habe bei der Begleitung von ES auf ihrem Weg zum eigenen Rollenverständnis als Pfarrerin. Sowohl Hindernisse und Chancen kamen zum Vorschein und wurden zum Gegenstand von fruchtbaren und reflektierenden Gesprächen. Das Kompetenzstrukturmodell gab mir als Praktikumsleiter hierbei ein Vokabular und Methoden zur Hand, welche das Feld öffneten für solche Gespräche.

Zum Abschluss möchte ich ES nochmals zu Wort kommen lassen, und zwar mit einer eindringlich formulierten Ermunterung an zukünftige EPS-Studierende, sich im EPS auf den spannenden Weg zu machen, sein eigenes, individuelles Rollenverständnis als Pfarrperson zu finden. In ihren Worten bringt sie vieles nochmals treffend auf den Punkt, was in dieser Arbeit zentral war:

*„Lasst euch auf alle möglichen unterschiedlichen Pfarrbilder ein, die euch begegnen. Sei es in Form von Pfarrer*innen, die ihr kennen lernt, sei es in der Gruppe, in der ihr im EPS unterwegs seid, sei es in den verschiedenen Gemeinden, die ihr kennt und/oder kennenlernt. Sprecht diese Pfarrbilder an und diskutiert sie. Wo seht ihr euch und wo auch gar nicht?“*

Probiert euch aus. Wisst, was ihr – als die Person, die ihr seid – mitbringt und in Peto habt. Wisst aber auch, an was ihr noch arbeiten müsst und wo ihr bei anderen Menschen abschauen und lernen dürft. Packt euch von den verschiedenen Menschen, denen ihr begegnet, die besten Dinge als Tools in euren Rucksack. Beobachtet und schaut, sammelt kreative Ideen und Erfahrungen auf verschiedenen Gebieten. Probiert euch aus – im EPS seid ihr noch in einem relativ geschützten Rahmen unterwegs.

Seht in die Runde der EPS-Studierenden und deren Praktikumsgemeinden und erkennt die Diversität und dass in dieser ganzen Diversität auch ganz bestimmt ihr euren Platz findet.

Lasst euch nicht hemmen von Menschen, welche scheinbar zu wissen glauben, wie ein Pfarrer zu sein hätte und wie auch nicht.“

8) Literaturverzeichnis

- Broelemann, Constanze: Zurück in die Zukunft – eine Tafel mit zehn angehenden Pfarrerinnen und Pfarrern, in: *Bref* 23 (2016), 4-16.
- Hartmann, Juliane, Schaufelberger Thomas u.a.: Standards für die Aus- und Weiterbildung der evangelisch-reformierten Pfarrerinnen und Pfarrer: Kompetenzstrukturmodell, Zürich 2013.
- Josuttis, Manfred: Der Pfarrer ist anders. Aspekte einer zeitgenössischen Pastoraltheologie, München 1982.
- Kabel, Thomas: Handbuch Liturgische Präsenz. Zur praktischen Inszenierung des Gottesdienstes, Gütersloh 2003.